

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 38 (1982)
Heft: 4

Artikel: Falsche Umsetzung in die Mundart (hypermundartliche Formen)
Autor: Wanner, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-421350>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Falsche Umsetzung in die Mundart (hypermundartliche Formen)

In Heft 2 des „Sprachspiegels“ (S. 52) tadelt K. Marquardt mit Recht die fortschreitende Verdrängung mundartlicher Wörter durch solche der Schriftsprache. Weniger geglückt ist der letzte Abschnitt seines Beitrages. Schon die Formulierung „... wie immer mehr in der Mundart die aus dem Mittelhochdeutschen stammende *Monophthongierung* vieler Wörter...“ ist insofern mißverständlich, als sie den sprachgeschichtlich nicht bewanderten Leser zur Ansicht verleiten kann, die langen *i*, *u*, *ü* in Wörtern wie *Spücher*, *Chuuz*, *Füür* seien in mittelhochdeutscher Zeit aus Diphthongen entstanden (was Marquardt sicher nicht sagen wollte); unter Monophthongierung versteht man üblicherweise den Vorgang der Vereinfachung von Diphthongen zu Monophthongen. Gemeint ist aber der unveränderte Fortbestand von aus althochdeutscher und noch früherer Zeit überlieferten Diphthongen. Soweit der eher nebensächliche Einwand.

Für das Eindringen neuhochdeutscher Laute anstelle der mundartlichen nennt Marquardt einige richtige Beispiele; er beanstandet aber auch, daß man „*Bereich*, nicht mehr *Beriich*“ sage. Damit hat er seinerseits übers Ziel hinaus geschossen! Dem Deutschschweizer ist es geläufig, daß einem *ei* der Schriftsprache häufig ein langes *i* der Mundart entspricht. Daneben gibt es ein schon aus althochdeutscher Zeit überliefertes *ei*, das im überwiegenden Teil des Schweizerdeutschen als solches erhalten ist.* In Wörtern, die uns aus der Mundart seit Kindsbeinen geläufig sind, bereitet die Umsetzung, die Wahl zwischen *ei* und *ii*, in der Regel keine Mühe. Anders bei erst in neuerer und neuester Zeit aus der Schriftsprache übernommenen Ausdrücken: da kommt es leicht zu falschen Umsetzungen, zu hypermundartlichen Formen. Eine solche ist eben auch *Beriich*. Mit *Riich*, ‚das Reich‘, wie im ehemaligen Deutschen Reich, in Frankreich, Himmelreich usw. hat das Wort nichts zu tun. Auszugehen ist vom Verb *reiche(n)*, das zwar den Ostschweizer Mundarten im Laufe der Zeit weitgehend fremd geworden ist, aber im Westen, z. B. im Bern-

* Die Monophthongierung zu langem *a*, *o*, *ä* in der Nordostschweiz kann hier übergangen werden; sie ist an sich schon im Rückgang begriffen, weshalb sie in neuen Entlehnungen aus der Schriftsprache nicht auftritt. Dagegen in der Südwestecke, im Simmen- und im Kandertal mit deren Nebentälern ist altes *ei* monophthongiert über langes *e* bis zu langen *i* (Genaueres darüber bietet der Sprachatlas der deutschen Schweiz in Band I auf Karte 113). In diesem Gebiet wären die nachstehend angeführten Formen *Beriich* usw. mundartgerecht, aber nur in diesem.

deutschen, in den Bedeutungen ‚darreichen, holen‘ noch zum alltäglichen Wortschatz gehört. Etwas weiter verbreitet ist noch *b'reiche* im Sinn von ‚treffen‘, sowohl sinnlich wie bildlich: *er hät en b'reicht*, z. B. mit einem Schneeball, *er hät 's nid guet b'reicht*, mit dem Besuch, der Heirat, in den Ferien mit dem Hotel oder dem Wetter usw. Der *Bereich* ist der (meist bildlich gemeinte) Umkreis, bis zu dem eine Sache, ein Begriff, eine Tätigkeit usw. ‚reicht‘. Im Gegensatz zum Verb *b'reiche* hat *Bereich* als junge Entlehnung das *e* der Vorsilbe nicht ausgestoßen.

Weitere falsche Umsetzungen, die man sehr häufig hört (am Radio, in öffentlichen Diskussionen usw.) und deren Bekämpfung schon aussichtslos scheint, sind *überiistimme*, *überiicho*, *veriibare* und deren Ableitungen. Diese Wörter enthalten nicht das schriftsprachliche Adverb ‚ein‘ und dessen schweizerdeutsche Entsprechung *ii(n)* wie in *iigo*, *iifüere*, *iispeere* usw., sondern das Zahlwort *ein(s)*. *Überiistimme* heißt über etwas einstimmig, einer Stimme sein, eins (oder mit der Ableitung von ‚eins‘), einig sein. Entsprechend meinen *überiichoo*, *veriibare* über etwas eins, einig werden, sich einigen.

Schon recht alt ist die falsche Umsetzung von ‚feig‘ zu *fiig*. Sie ist bereits im 1881 erschienenen Band I (Spalte 688) des Schweizerdeutschen Wörterbuchs verzeichnet. Im Althochdeutschen (als *feigi*) und Altniederdeutschen (und darüber hinaus im Altenglischen und Altnordischen) ist ‚feig‘ im Sinn von ‚dem Tode verfallen, ihm nahe‘ belegt. Daraus entwickelte sich im Spätmittelalter in niederdeutschen und ostmitteldeutschen Mundarten die Bedeutung ‚verzagt, ängstlich‘. Durch die Luther-Bibel verbreitet, gelangte das Wort in dieser Verwendung in die Schriftsprache und aus ihr in unsere Mundarten; ein Basler Bibelglossar von 1523 erklärte es dem oberdeutschen Leser als ‚verzagt, erschrocken‘ (Kluge-Mitzka, Etymologisches Wörterbuch, 19. Auflage, S. 189). Die Erklärung des Basler Druckers war keineswegs überflüssig, denn etwa zur selben Zeit brauchte der St.-Galler Gelehrte Vadian ‚feig‘ im Sinne von ‚mutwillig‘.

In Deutschland hat sich seit dem Ersten Weltkrieg (wenn ich nicht irre) als Grußformel beim Weggehen ‚(auf) Wiedersehn‘ eingebürgert und sich seither auch in der Schweiz verbreitet. Da hat offenbar jemand den unglücklichen Einfall gehabt, das in *uf Widerluege* umzuwandeln, wohl in der Meinung, das sei nun richtig schweizerdeutsch. Nun ist *luege* unbestreitbar ein gut schweizerdeutsches Wort, nur meint es ‚willentlich die Augen auf etwas (jemand) richten‘ und steht im selben Gegensatz zu *(g')seh* wie *lose* zu *(g')hööre* (am Telefon hat sich bei mir schon mancher mit *uf Widerhööre* verabschiedet, glücklicherweise noch nie mit *uf Widerlose*!). Beim Wort genommen, wirkt *uf Widerluege* doch

eher komisch: Man wünscht, den Partner wieder anzuschauen, zu betrachten. Gewiß kann aus dem Sehen im Sinn von ‚antreffen, begegnen‘ noch ein *Luege* werden, dann nämlich, wenn sich der andere äußerlich stark verändert hat, aber das ist nicht mehr die Begegnung selber, sondern ihre Folge. Leuten, die unbedenklich (um nicht zu sagen gedankenlos) *Widerluege* gebrauchen, würde es sicher nie einfallen zu sagen: *Hüt han i de N. wider emol g'lueget*, oder: *Wenn d' de N. luegisch, säg em en Grueß vo mir!* So widersinnig dieses *Widerluege* bei näherem *Luege* auch ist, auszurotten wird es nicht mehr sein. Aber auch das sinngemäß richtige *Widerseh* hat einen kleinen Haken, da in unsern Mundarten weithin das *seh* durch das mit der Vorsilbe ‚ge-‘ erweiterte *g'seh* verdrängt ist. Man kann aber den Schwierigkeiten entgegen, indem man beim althergebrachten *adie* bleibt, auch auf die Gefahr hin, daß es strenge Puristen verdrießt.

Strenge Mundartpuristen müßte das praktisch unverändert aus der Schriftsprache übernommene *Fernseh* nicht nur verdrießen, sondern zu offenem Zorn reizen. Denn hier hätte nun *luege* seinen richtigen Platz, denn man sieht nicht bloß zufällig auf die Flimmerscheibe, sondern man blickt absichtlich darauf, eben um zu *luege*. Auch *fern* kennen unsere Mundarten nur in der Bedeutung ‚letztes Jahr‘, nicht aber in der von ‚weit weg‘. Sollen wir also statt *Fernseh* mundartgemäß *Wiitluege* sagen? Ich möchte es doch nicht empfehlen, die meisten würden dann wohl auf *Telewischn* ausweichen!

Hans Wanner

Lexers Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch* und seine Schicksale in hundert Jahren

Für dieses Werk gilt wahrlich das lateinische Sprichwort, daß Bücher ihre Schicksale haben. Das erste große wissenschaftliche „Mittelhochdeutsche Wörterbuch“ erarbeiteten Wilhelm Müller und Friedrich Zarncke unter Benutzung des Nachlasses von Georg Friedrich Benecke um die Mitte des 19. Jahrhunderts, es erschien in drei großen, dicken Bänden 1854—66. Aufgrund davon schuf der österreichische Germanist Matthias Lexer sein eben-

* *Matthias Lexers Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch*. 36. Auflage. Leipzig: S. Hirzel 1980. — Beigebunden: *Nachträge zum Mittelhochdeutschen Taschenwörterbuch*. Unter Mithilfe von Dorothea Hannover und Rena Leppin neubearbeitet und aus den Quellen ergänzt von Ulrich Pretzel. Leinen. 504 Seiten. Preis 24,— DDR-Mark.